

## **Stefan Pucher: Andersen. Trip zwischen Welten (ein Projekt) (Thalia Theater Hamburg)**

Ob Hans Christian Andersen wirklich als Phantast, gar als Traumtänzer zu bezeichnen wäre, wie es der kurzen Beschreibung auf der Theater-Webseite zum vorliegenden Stück in der Inszenierung durch den Autor selbst zu entnehmen ist, ließe sich bezweifeln, nährt eine solche Beurteilung doch unzulässigerweise den Eindruck, es handele sich hier um einen milde belächelten, nicht ganz ernst zu nehmenden Sonderling.

Andersen war ein Künstler, ein Schaffender und verkörperte damit eine Existenzform, die mit herkömmlicher Begrifflichkeit zu erläutern, gar zu deuten sich zumeist nicht ohne Schwierigkeiten anlässt. Leben und Kunst bildeten für den Dichter in der Tat eine Einheit, und wie sollte dies anders interpretiert werden als Fluch und Segen des Künstlertums gleichermaßen?! Immerhin dürfte es wohl nicht ganz verfehlt sein, der Inszenierung eine Grundtendenz abzugewinnen, die Andersen als Prototyp des Künstlers schlechthin auszuweisen sich zum Anliegen macht.

Leben und Kunst als Symbiose zu deuten, heißt allerdings nicht, dass das Spannungsverhältnis zwischen Kunst und Leben und die damit verbundenen Enttäuschungen, Verletzungen, Versagungen und Entbehrungen einzuebnen, zu leugnen oder in welcher Weise auch immer zu eskamotieren wären. Lebensproblematik, Antagonismen, Entfremdung, Begrenzungen von Erkenntnis und Wahrnehmung, - sich dieser Aspekte und Phänomene in ihrer ganzen Dimension bewusst zu werden, sie bis auf den Grund nachzuempfinden oder nachzuvollziehen, bleibt zuvörderst denjenigen erspart oder auch vorenthalten – je nach Sichtweise -, die sich in einer bürgerlichen Welt ihren täglichen Aufgaben und Obliegenheiten zu widmen haben und der z.T. völligen Vereinnahmung durch die Strukturen und Zwänge dieser Welt zu entgehen in der Regel keine Möglichkeit finden. Des Spannungsverhältnisses zwischen Kunst und Leben, der vielen Widersprüche und Divergenzen innezuwerden, erfordert Zeit und Muße. Die Einsicht in die Zerbrechlichkeit von Welt und Individuum bleibt Voraussetzung für Künstlertum und Schöpferkraft sowie Bürde des Schaffenden, des sich an der Welt, am rätselhaften Dasein zumeist aufreibenden Künstlers selbst.

Das in seiner z.T. recht heterogenen Gesamtpräsentation Traurigkeit und Nachdenklichkeit verströmende Theaterprojekt lässt gleichwohl so etwas wie eine Utopie aufleuchten. Andersen schafft sich seinen eigenen Kosmos, einen Mythos, den er selbst zelebriert. Er braucht das Publikum, das ihm Wohlwollen entgegenbringt und damit zur Entwicklung seines Selbstbewusstseins entscheidend beiträgt, eines Selbstbewusstseins, das sich, wie in der bereits erwähnten Onlinebeschreibung zutreffend angedeutet wird, zu pathetischer Extravaganz versteigt. Während die Welt ihm Grenzen aufzeigt, erweist sich sein Geltungsbedürfnis in der Tat als grenzenlos: Auch hierin spiegelt sich das Spannungsverhältnis von Welt und Kunst, von Bürger und Künstler wider, - ein Interpretationsparadigma im Übrigen, das uns so selbstverständlich erscheint, seiner Bedeutung und Tragweite wegen aber immer wieder reflektiert werden sollte. Eine „Gemeinschaft der Exzentriker“ (Webseite) gibt es wohl nicht, vielmehr bleibt der Künstler auf sich selbst gestellt, wird auf sein eigenes Ich zurückgeworfen. Der Einsamkeit vermag er nicht zu entrinnen, weil ihm sein Streben nach Entgrenzung letztlich von der Welt als Illusion und damit als Irrweg vorgehalten wird.

Und was bleibt? Die Erkenntnis, dass es etwas gibt, was jenseits unserer von vielen, teilweise unheilvollen Einflüssen kolonisierten Lebenswelt zu suchen wäre, eine Utopie nämlich, wie schon erwähnt. Sie mit Leben und Substanz in Richtung einer den Werten von Freiheit und Emanzipation verpflichteten Welt zu füllen, stellt eine gleichermaßen individuell wie gesellschaftlich zu bewerkstellende Aufgabe dar. Die Kluft zwischen Dasein und Utopie, aber auch die Notwendigkeit, an einer Utopie festzuhalten, beides wird dem Zuschauer, wenn auch im Wesentlichen implizit, so doch auf durchaus eindrucksvolle Weise vor Augen geführt. Im Programmheft heißt es:

Am Ende des Kreuzwegs des Guten steht ein erbärmlicher, unwürdiger Tod. Und zugleich ein sensationelles Requiem. Die Welt hat das Gute an sich und in sich unachtsam preisgegeben. Nun muss sie umso mehr danach streben. Das aber ist ferne Zukunftsmusik. (...) (Programmheft, 11)